

# Vielleicht

Es war eine schöne halbe Stunde. Bilder von unserem Sansibarbesuch im vergangenen Jahr, Erinnerungen an die Partnerschaftsarbeit in Ngerengere auf dem tansanischen Festland – und daneben die Erinnerungen einer jungen Frau an ihre Kindheit in Uganda.

Hier und da ein Lachen.

Ja, das kenne ich. Bei uns heißt das so und so.

Eine Speise. Ein Kleidungsstück. Eine Gewohnheit. Manches sieht beinahe gleich aus und ist doch verschieden. Sansibar mit seinem fast vollständig muslimisch geprägten Leben ist nicht Uganda. Und die Massai in Morogoro sind nicht einfach dieselben wie anderswo in Ostafrika. Ähnlichkeit berechtigt zum Vergleich, aber nicht zur Gleichsetzung.

Vielleicht habe ich gerade deshalb später so aufmerksam auf die Nachrichten aus Deutschland geschaut.

In manchen Gegenden Ostdeutschlands werden Kindertagesstätten geschlossen. Es fehlen die Kinder. Anderswo wird darauf hingewiesen, wie wohlhabend Deutschland im internationalen Vergleich noch immer ist. Dann lese ich vom ostdeutschen „Genörgel“ und denke an Menschen, die ich dort kenne: nachdenkliche, freundliche Menschen, deren Lebensgeschichte sich nicht mit einer Wohlstandsstatistik erledigen lässt.

Und dann fahren hier im Sauerland Jugendliche auf alten Simson-Mopeds durch die Gegend. Ein Stück DDR wird Jahrzehnte später zum Freiheitsgefühl westdeutscher Jugendlicher. Sie schrauben daran, machen Lärm, tauschen Teile aus, kennen jede Schraube.

So einfach wandern Bedeutungen durch die Zeit.

Vielleicht liegt darin schon ein erster Hinweis.

Wir reden gern über die großen Probleme unserer Zeit, als wären sie ein einziger großer Block: Demografie, Migration, Krieg, Klima, Wohlstand, industrielle Transformation, gesellschaftliche Spaltung, Vertrauensverlust.

Vielleicht macht uns gerade diese Verdichtung so mutlos.

Denn sobald alles mit allem zusammenhängt, scheint auch alles gleichermaßen unabänderlich.

Dabei könnte man unterscheiden.

Eine geschlossene Kita ist zunächst eine demografische Tatsache. Das Gefühl, von der Politik vergessen worden zu sein, ist etwas anderes. Eine Erinnerung an die DDR noch einmal etwas anderes. Und die politische Erzählung, die daraus gemacht wird, wieder etwas anderes.

Das eine erklärt das andere nicht vollständig.

Unterscheidung wird Differenzierung.

Und merkwürdigerweise entsteht daraus Hoffnung.

Denn wenn ich erkenne, womit ich es eigentlich zu tun habe, kann ich auch wieder fragen, wo etwas verändert werden kann.

Das gilt sogar für die Zeit selbst.

Ich habe lange über die Zeitlichkeit von Argumenten nachgedacht. Argumente haben ihren Moment. Was gestern noch überzeugend wirkte, kann heute ins Leere laufen. Ein Krieg verändert Stimmungen. Eine wirtschaftliche Krise verschiebt Prioritäten. Eine gelungene Erfahrung kann plötzlich etwas glaubwürdig machen, das vorher niemand hören wollte.

Zeitlichkeit klingt zunächst nach Verlust.

Nichts bleibt.

Aber man kann denselben Satz auch anders lesen:

**Nichts muss bleiben, wie es ist.**

Auch Angst ist zeitlich. Auch Ressentiment. Auch eine politische Mehrheit. Auch die Gewissheit, dass etwas ohnehin nicht funktionieren werde.

Ganz kurz musste ich dabei an die alten Gottesbeweise denken. An Pascals Wette. Und an jenes rabbinische Vielleicht, das sich der letzten Gewissheit entzieht:

Vielleicht ist es aber doch wahr.

Politisch müsste man daraus gar keinen Glaubenssatz machen.

Es genüge vielleicht schon:

**Vielleicht ist die Zukunft doch nicht so festgelegt, wie sie gerade aussieht.**

Das ist kein Optimismus.

Optimismus würde behaupten, dass schon alles gutgehen werde.

Hoffnung weiß das nicht.

Sie weiß nur, dass aus dem heutigen Zustand der Welt ihre morgige Gestalt nicht vollständig folgt.

Menschen können Erfahrungen machen. Institutionen können lernen. Ein Nachbar kann anders antworten als erwartet. Eine Entwicklung kann später eintreten als erhofft und trotzdem eintreten. Ein Wald kann anders wachsen, als wir ihn geplant haben. Eine Gesellschaft kann Fähigkeiten entdecken, die sie sich selbst nicht mehr zugetraut hatte.

Vielleicht beginnt politische Hoffnung deshalb gar nicht mit großen Zukunftsbildern.

Vielleicht beginnt sie mit einer etwas bescheideneren Fähigkeit:

genau hinzuschauen,

Unterschiede wahrzunehmen

und die Gegenwart nicht vorschnell mit der Zukunft zu verwechseln.

Denn wenn die Zukunft noch nicht vollständig festgelegt ist, bleibt eine Frage offen:

**Was könnten wir heute tun, damit morgen etwas anderes möglich wird?**